



Leseprobe aus Baßler, (De-)Thematisierung von Macht und Ungleichheit,
ISBN 978-3-7799-7300-3 © 2024 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-7300-3](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-7300-3)

Inhalt

| | |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| 1 Einleitung | 9 |
| 2 Intersektionalität als theoretische und methodologische Perspektive | 16 |
| 2.1 Kleine Einführung zur Perspektive von Intersektionalität | 16 |
| 2.2 Intersektionalität im historischen Diskurs | 19 |
| 3 Zwischen Thematisierung und Dethematisierung von Differenz: Soziale Arbeit und Macht | 29 |
| 3.1 Macht in der Sozialen Arbeit aus poststrukturalistischer, postkolonialer und feministischer Perspektive | 34 |
| 3.2 Soziale Arbeit als Grenzbearbeitung | 41 |
| 3.3 Intersektionalität in der Sozialen Arbeit | 49 |
| 3.3.1 Wegbereiter_innen des Intersektionalitätsansatzes in der Erziehungswissenschaft | 52 |
| 3.3.2 Verselbstverständlichung des Ansatzes für die Soziale Arbeit | 57 |
| 3.3.3 Der Umgang mit Verdeckungen – das Konzept von Dominanzkultur | 61 |
| 3.3.4 Intersektionalität in der (sozial)pädagogischen Praxis | 64 |
| 3.3.5 Eine intersektionale Analyse in acht Schritten | 70 |
| 3.3.6 Intersektionalität und Soziale Arbeit – ein Entwurf von Christine Riegel | 72 |
| 3.4 Eine intersektional informierte Denkfigur der Grenzbearbeitung zur Bearbeitung von Macht in der Sozialen Arbeit | 78 |
| 4 Das Forschungsfeld: Kinder- und Jugendhilfe | 82 |
| 4.1 Jugendberufshilfe | 82 |
| 4.2 Offene Kinder- und Jugendarbeit | 91 |
| 4.3 Kontrastierung von Jugendberufshilfe und Offener Kinder- und Jugendarbeit | 101 |
| 5 Forschungsstand | 104 |

| | |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| 6 Ein ethnografisches Forschungsprojekt | 115 |
| 6.1 Machtreflexive Forschungsperspektiven | 116 |
| 6.1.1 Intersektionalität: die Verwobenheit von Differenzkonstruktionen und gesellschaftlichen Ebenen erkennen | 118 |
| 6.1.2 Diskursive Praktiken: mit Sprechen und Handeln einen Unterschied machen | 121 |
| 6.1.3 Praktiken als Grenz ziehungsprozesse wahrnehmen | 124 |
| 6.2 Ethnografie als Zugang zu Differenzkonstruktionen | 125 |
| 6.3 Analyseheuristiken | 131 |
| 6.3.1 Analyse von Positionierungen | 133 |
| 6.3.2 Analyse von Kontext | 135 |
| 6.3.3 Historisierung | 139 |
| 7 Fallbezogene Ergebnisse | 142 |
| 7.1 „Probleme sind verkleidete Möglichkeiten“ – <i>Die Figurine</i> | 144 |
| 7.1.1 Perspektivenwechsel als Aneignung der Situation und als Zuschreibung | 145 |
| 7.1.2 Die Herstellung eines Dialogs | 149 |
| 7.1.3 „Weil ich ein Mädchen bin“ – Subversion und Transformation in Adressatinnenkonstruktionen und Adressierungsprozessen | 151 |
| 7.1.4 „Die sprachlichen Spiele machens ja dann leichter.“ – Sprache und Sprechen in der Einrichtung | 152 |
| 7.1.5 „...gerade zum Herzeigen in der Familie um zu zeigen, was sie machen“ – das Durchbrechen machtvoller Sichtweisen durch Sichtbarkeit | 153 |
| 7.1.6 Hierarchisierungen in der Einrichtung und ihre Folgen | 154 |
| 7.1.7 „Ich hätte gesagt, ich hätte gesagt, dass es schön ist, dass Du gut lernst.“ – Anerkennung und der Zusammenhang mit Situierung | 154 |
| 7.1.8 Logik des Feldes | 159 |
| 7.2 „Ob man hier Bewerbung schreiben könne ...“ – <i>die Berufsvorbereitende Bildungsmaßnahme</i> | 162 |
| 7.2.1 Handlungsmöglichkeiten der Professionellen und strukturelle Vorgaben | 165 |
| 7.2.2 Handlungsmöglichkeiten der Adressat_innen in Abhängigkeit der Professionellen | 169 |
| 7.2.3 Gruppeneinteilung: Gründe und Folgen | 170 |
| 7.2.4 Ein Projekt diskriminierungskritischer Bildungsarbeit im Kontext der JBH – Widersprüche werden sichtbar | 172 |
| 7.2.5 Logik des Feldes | 175 |

| | |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| 7.3 „Ein crazy Stadtteil“ – der <i>Offene Kinder- und Jugendtreff</i> | 178 |
| 7.3.1 Umbruchstimmung – eine herausfordernde Situation | 179 |
| 7.3.2 Für Essen sorgen als Teil des Umgangs mit sozialer Herkunft im „Crazy Stadtteil“ | 187 |
| 7.3.3 Adressat_innen als Teil eines „Crazy Stadtteils“ | 191 |
| 7.3.4 Logik des Feldes | 194 |
| 7.4 „Brauchst Du Hilfe?“ – der <i>Internationale Mädchentreff</i> | 198 |
| 7.4.1 Der Standort der Einrichtung | 202 |
| 7.4.2 Die Adressierung „international“ und ihre widersprüchlichen Folgen | 204 |
| 7.4.3 Widersprüche in der sozialpädagogischen und gesellschaftlichen Positionierung der Leitung und ihrem Handeln | 210 |
| 7.4.4 Logik des Feldes | 214 |
| 8 Fallübergreifende Ergebnisse | 218 |
| 8.1 Eine Verengung des Handlungsspielraums – die Zusammenarbeit mit der Schule | 220 |
| 8.2 Erweiterte Responsibilisierung – das Übertragen der Verantwortung für gesellschaftliche Transformationsprozesse | 227 |
| 8.3 Dethematisierung von Deprivilegierungen und Macht – fehlende Konfliktorientierung im Umgang mit Adressat_innen | 235 |
| 8.4 Das Jenseits der Grenze bearbeiten – Positionierungspraktiken | 241 |
| 8.5 Fehlende Aushandlungsprozesse – die Dethematisierung von Konflikten in Bezug auf Professionalität | 246 |
| 9 Fazit | 255 |
| 9.1 Methodologische Schlussreflexion und Forschungsperspektiven | 255 |
| 9.2 Ausblicke für die sozialpädagogische Praxis | 260 |
| Literatur | 270 |
| Transkriptionszeichen | 296 |
| Dank | 297 |

1 Einleitung

„Aus mir wäre nichts geworden ohne integrationsaffirmative Sozialarbeiter*innen – Machen wir uns nichts vor. Wenn ich in letzter Zeit immer häufiger sehe, wie viele Formen intellektueller Verwahrlosung damit legitimiert werden, man wolle keine Zwangsinformationen forcieren, wird mir schlecht. Ich komme aus einer massiv disintegrierten Familie. Das war viel Arbeit. Soziale Arbeit. Das heißt aber nicht, dass die Kritik am Integrationsbegriff weniger wahr ist. Denn wenn ich sehe, dass gerade wir bildungserfolgreichen Menschen of Color nicht ausnahmsweise, sondern regelhaft so kaputtdiszipliniert und stromlinienförmig geworden sind, dass wir keinen Hauch an anstößiger Andersheit mehr in uns tragen, wird mir ebenso schlecht. Es gilt, die Ambivalenztoleranz in den Stand einer pädagogischen Kardinaltugend zu erheben.“ (Boger 2020, S. 198)

Im Eingangszitat verdeutlicht Mai-Anh Boger anhand eigener schmerzlicher Erfahrungen ein wesentliches Problem Sozialer Arbeit sowie Kinder- und Jugendhilfe (KJH): die Ambivalenz von Integration. Soziale Arbeit steht vor der Herausforderung, Handlungsmöglichkeiten von Adressat_innen zu erweitern. Gleichzeitig ist sie Teil einer Gesellschaftsordnung, die von Macht und Ungleichheit geprägt ist. Hieraus ergibt sich ein Spannungsfeld, in dem sich Soziale Arbeit befindet: Soziale Arbeit übernimmt eine „Normalisierungsfunktion“ (Kessl 2009, S. 91) und wirkt damit als „Normalisierungsmacht“ (Maurer 2001, S. 8), gleichzeitig hat sie die Macht, mit ihren Adressat_innen Handlungsmöglichkeiten zu erweitern. Das bedeutet, Soziale Arbeit reagiert auf Unterschiede, während sie selbst Unterscheidungen vornimmt. Einerseits ist sie auf Kategorisierungen angewiesen, um Angebote gestalten zu können. Andererseits schreiben diese Angebote bereits im Vorfeld Adressat_innen auf deprivilegierte Positionen fest. Als Orientierung dient dabei sowohl aufseiten der Adressat_innen als auch aufseiten der Sozialen Arbeit das Verständnis von Normalität, das dem hegemonialen Diskurs zugrunde liegt.

Gesellschaftliche Machtkonstellationen bestimmen mit, inwieweit und in welcher Form Handlungsmöglichkeiten eingeschränkt werden: So sind in einer patriarchal und rassistisch organisierten Gesellschaftsstruktur Räume für migrantisierte Mädchen_ und Frauen_ nicht selbstverständlich. Sie müssen erst durch beispielsweise sozialpädagogische Maßnahmen wie einen *Internationalen Mädchentreff* geschaffen werden. Die Anerkennung von Erfahrungen und Positionierungen in der Sozialen Arbeit, die mit Machtungleichheit und sozialer Ungleichheit in Zusammenhang stehen, sind widersprüchlich. Machtkonstellationen und der Umgang mit diesen regeln soziale Teilhabe, wer also Zugang hat und wer ausgeschlossen wird. Indem Soziale Arbeit bestimmte Subjekte adres-

siert, sie als potenzielle Nutzer_innen eines Angebots anerkennt, nimmt sie sie als deprivilegiert wahr und legt sie fest. Soziale Arbeit trifft Unterscheidungen, wobei sie gesellschaftliche Differenzierungen aufgreift, die mit Macht in Zusammenhang stehen. Umgekehrt beeinflussen ihre Unterscheidungen auch letztere. Beispiele für gesellschaftliche Differenzierungen sind Geschlecht im Zusammenhang mit Patriarchat, Rassismus oder Zuschreibungen vor dem Hintergrund klassistischer Selbstverständlichkeiten. Die Anerkennung der Adressat_innen beschreibt eine „ambivalente Gleichzeitigkeit von Unterwerfung und Subjektwerdung mit Blick auf die Eröffnung und Erweiterung von Handlungsoptionen als Subjektwerdungspotenziale“ (Kessl/Maurer 2010, S. 160). Susanne Maurer interpretiert diesen Widerspruch als die Konfrontation der Sozialen Arbeit mit „der Sehnsucht der Individuen nach ‚Normalität‘ im Sinne von Zugehörigkeit, Selbstverständlichkeit, Beruhigung [...], aber auch mit der Sehnsucht nach Einzigartigkeit, Erkennbarkeit, Unverwechselbarkeit“ (Maurer 2001, S. 125). Diese Sehnsucht kann als Sehnsucht nach Handlungsfähigkeit verstanden werden, die eng mit den jeweiligen Differenzkonstruktionen verknüpft ist.

In der vorliegenden Untersuchung stelle ich die Frage danach, inwiefern und wie Differenzkonstruktionen vor dem Hintergrund von Macht und Ungleichheit in Einrichtungen der KJH thematisiert und inwieweit sie dethematisiert werden. Durch diese Perspektivierung spreche ich weitere Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen an, die Soziale Arbeit kennzeichnen und mit denen Akteur_innen der Sozialen Arbeit in ihrer täglichen Arbeit umgehen müssen. Ich setze voraus, dass der Bedarf sozialpädagogischen Handelns in (kollektiven) Routinen ermittelt wird, was nicht immer reflexiv zugänglich geschieht (vgl. Schmidt 2012, S. 269), v. a., wenn es darum geht, handlungsfähig zu bleiben. Mithilfe einer Analyse der Umgangsweisen innerhalb der Sozialen Arbeit kann ich zeigen, wie abweichende Differenzkonstruktionen nicht wahrgenommen, unsichtbar gemacht und nicht bearbeitet werden. Zwischen den Formen der (De-)Thematisierung und Umgangsweisen – Dramatisierung und Verdeckung – vermute ich mehrere Spielarten, die ich in der vorliegenden Arbeit beleuchte.

Die KJH umfasst viele unterschiedliche Bereiche. Mein Vorgehen kann methodologisch als rekonstruktives bestimmt werden. Dabei habe ich ähnliche und unterschiedliche Formen der KJH einander gegenübergestellt: die Offene Kinder- und Jugendarbeit/die Jugendarbeit OKJA und die Jugendberufshilfe/die Jugendsozialarbeit (JBH). In den Gesetzestexten¹ zur Regelung der Bereiche lassen sich Unterschiede in der Adressierung erkennen: Bezieht sich demnach die OKJA auf alle Kinder und Jugendlichen und geht es um die „Förderung ihrer Entwicklung“ (SGB VIII, § 11), setzt der Text zur JBH einen anderen Schwerpunkt. Hier sollen

1 Die OKJA ist im SGB VIII, § 11 geregelt und die JBH ist im SGB VIII, § 13 und zudem im §§ 51 ff SGB III und im SGB II festgelegt. Beide werden im SGB VIII unter „Leistungen der Jugendhilfe“ geführt und stehen hier ganz am Anfang, was ihre Relevanz erahnen lässt.

Adressat_innen „zum Ausgleich sozialer Benachteiligung oder zur Überwindung individueller Beeinträchtigungen[, da sie] in erhöhtem Maße auf Unterstützung angewiesen sind, [...] im Rahmen der Jugendhilfe sozialpädagogische Hilfen angeboten werden“ (SGB VIII, § 13). Bereits hier zeichnet sich hinsichtlich der Adressierung, der Möglichkeiten zur Angebotsgestaltung wie auch der Aufgaben Folgendes ab: Auf der einen Seite stehen eine allgemeine Ausrichtung und Offenheit, auf der anderen eine konkrete Ausrichtung und Spezifizierung. Das hat jeweils Auswirkungen darauf, wie sehr Angebote reguliert werden. Allgemein wird in den Gesetzestexten deutlich, dass bei der angesprochenen Altersgruppe viel Wert auf formale und nonformale Bildung sowie auf die Entwicklung der Person gelegt wird. Daraus lässt sich schließen, dass dieser Gruppe ein besonderer Bedarf zugeschrieben wird. Außerdem scheint hier bereits die Unterscheidung zwischen der Gruppe von Kindern und Jugendlichen und der Gruppe der Nicht-Kinder und -Jugendlichen zugrunde zu liegen. Daran wird der Prozess des Different-Setzens historisch als konstituierendes Merkmal der Sozialen Arbeit deutlich (vgl. Mecherial/Melter 2010, S. 117).

Um der (De-)Thematisierung von Differenzkonstruktionen in der KJH auf die Spur zu kommen, wobei ich eine nicht-essentialisierende Perspektive einnehme, bedarf es einer analytischen Brille. Sie soll mir dabei helfen, die Vielfältigkeit des Different-Setzens zu berücksichtigen, ohne selbst Differenzen festzuschreiben. Hierzu eignet sich eine intersektionale Perspektive (vgl. Riegel 2016) wie auch die Denkfigur der Sozialen Arbeit als Grenzbearbeitung (vgl. Maurer/Kessl 2010; Maurer 2018). Ferner beziehe ich diskursive Praktiken ein (vgl. Reckwitz 2008b). In diesen drei Ansätzen ist die Analyse der Verwobenheit unterschiedlicher gesellschaftlicher Ebenen angelegt, die einander beeinflussen und prägen.

Die Denkfigur der Grenzbearbeitung öffnet den Blick für die Widersprüche der Sozialen Arbeit, die damit als solche wahrgenommen werden können und sogar müssen (vgl. Kessl/Maurer 2010, S. 167). Grenzen sind als „Ausdruck sozialer Macht- und Herrschaftsverhältnisse“ zu verstehen, die „erst in sozialer Aktion wirkmächtig werden“ (Kessl/Maurer 2010, S. 158). Eine grenzanalytische Forschungsperspektive einzunehmen bedeutet, „den sozialpädagogischen Anteil an historisch-spezifischen Grenzziehungs- wie Grenzüberwindungsprozessen zu analysieren – Prozesse, die sich in den bestimmenden wie den weitgehenden unsichtbaren Rationalitäts- und Lebensführungsmustern widerspiegeln“ (Kessl/Maurer 2010, S. 159). Fabian Kessl und Susanne Maurer nehmen dementsprechend eine differenzsensible Forschungsperspektive ein, die mit einem „kritisch-reflexiven Forschungsinteresse [...] Öffnungen und Erweiterungen des Bestehenden zur Verfügung stellen möchte“ (ebd.). Wenn aber, wie Kessl feststellt, die „Arbeit am Sozialen [...] entlang höchst umstrittener Grenzen“ verläuft, wer diktiert, „dass sie so verlaufen und nicht anders? Welche bestimmten also hegemonialen Kräfte sind hier wirksam? Wo werden entsprechende Grenzen für Fachkräfte wie Nutzer/innen auch als veränderbar erkennbar?“ (Kessl 2009,

S. 94) Diese Fragen reflektieren das Ziel steter Veränderung in der Profession der Sozialen Arbeit.

Sowohl Susanne Maurer als auch Fabian Kessl plädieren in der Auseinandersetzung mit Macht in der Sozialen Arbeit dafür, Widersprüche als Widersprüche wahrzunehmen, ohne zu versuchen sie zu überwinden. Kessl fasst das doppelte Mandat von Hilfe und Kontrolle aus einer Perspektive der Gouvernementalität nach Michel Foucault als „relationales und damit unvermeidbares und unauflösbares Verhältnis“ (ders. 2006, S. 69). Ich möchte diese Aussage ausweiten. Nach dem Tripelmandat ist Soziale Arbeit drei Instanzen gegenüber verpflichtet: dem Staat, den Adressat_innen sowie der eigenen Fachlichkeit (vgl. Lutz 2020, o. S.). Susanne Maurer und Susanne Weber nehmen ebenfalls Bezug auf Foucault, indem sie „Mündigkeit und Unmündigkeit, Autonomie und Heteronomie einander entgegensezten, [...] Selbst- und Fremdbestimmung, [...] Freiheit und Macht als Engführung [kontrastieren]“ (dies. 2006, S. 14 f.). Aus dieser Perspektive sehen sie Brüche als Möglichkeiten für Veränderung (vgl. ebd.). Der Fokus auf Brüche erlaubt es Selbstverständlichkeiten zu erkennen, die im Brechen erst sichtbar werden. Dadurch rücken Macht und Widersprüchlichkeiten in der Sozialen Arbeit und das Ideal in den Vordergrund, durch Forschung zu Veränderungen beizutragen.

Um zu verstehen, wie eng Ungleichheitsstrukturen, Formen der Repräsentation sowie Differenzkonstruktionen miteinander verwoben sind, ergänze ich die Denkfigur der Grenzbearbeitung um die Perspektive der Intersektionalität. Denn es scheint besonders relevant, einen Zugang zu wählen, der es ermöglicht, im Kontext der KJH auch epistemische Gewalt zu erforschen. Entscheidend ist die Frage, welches Wissen angerufen und welches verschwiegen wird. „So liegt die Stärke einer Intersektionalitätsperspektive v. a. in methodologischer und epistemologischer Hinsicht, als kritischer ‚Blick‘ bzw. Analyse-Strategie, mit der in dekonstruierende[r] Weise vorherrschende soziale Differenzierungen, Kategorisierungen, Grenzziehungen in ihrer Dynamik, in ihren widersprüchlichen und interdependenten Wirkweisen und machtvollen Effekten untersucht und sichtbar gemacht werden können.“ (Riegel 2013, S. 1077) Damit setzt Intersektionalität ebenfalls bei Selbstverständlichkeiten an, fragt nach Bedeutungen und versteht Praktiken als diskursive Praktiken, die auf bestimmte Repräsentationen verweisen (vgl. Reckwitz 2008a, S. 202 f.).

Dementsprechend kann hinterfragt werden, welche Selbstverständlichkeiten machtvolle Praktiken und Diskurse verfestigen. So ist davon auszugehen, dass Adressat_innen in der KJH auf deprivilegierende Weise wahrgenommen werden. Weniger populäre Formen von Deprivilegierung oder Deprivilegierung aufgrund der Überschneidung unterschiedlicher Differenzkonstruktionen finden dabei weniger Beachtung. Es kann angenommen werden, dass Dominanzkulturelle Bezugnahmen eine große Rolle spielen. Im Konzept der Dominanzkultur beschreibt Birgit Rommelspacher mit u. a. Bezug auf Norbert Elias Dominanz wie

folgt: In sich bündelt sie Macht, wonach Differenzziehungsprozesse nicht mehr hinterfragt werden und sich als selbstverständlich durchsetzen (vgl. Rommelspacher 1998, S. 24 ff.). Der wesentliche Unterschied zu Herrschaft besteht darin, dass diese Markierungen nicht *gegen* den Willen von Subjekten durchgesetzt, sondern *von allen getragen* werden (vgl. ebd.). Dominanzkultur führt zu Formen institutionalisierter Diskriminierung. Zwar sind sie rechtlich nicht intendiert, in Einrichtungen der KJH jedoch Alltag (Prasad 2020, S. 71). Diese Diskriminierungen bleiben teilweise unerkannt. Bestimmte Selbstverständlichkeiten begrenzen in ihrer Verwobenheit mit Diskursen und Praktiken damit den Zugang zu Macht- und Ungleichheitsverhältnissen. Nachdem ich die analytische Perspektive der vorliegenden Untersuchung dargelegt habe, lege ich im Folgenden meine methodologischen Überlegungen dar.

Für meine Untersuchung wähle ich eine ethnografische Herangehensweise, anhand derer ich im Feld der KJH Praktiken beobachten und notieren kann. Denn der Alltag wird zum Gegenstand der Betrachtung, wobei sich Selbstverständlichkeiten in ihrer Unausgesprochenheit erkennen und erklären lassen (vgl. Dellwing/Prus 2012, S. 13). Als forschende Person stehe ich vor der Herausforderung, Nähe und Distanz in meiner wissenschaftlichen Arbeit zu reflektieren und durch den Wechsel der Perspektiven, Bedeutungen des Feldes zu rekonstruieren, die sich als Selbstverständlichkeiten der Beschreibung entziehen (vgl. Geertz 1994, S. 15; Machold/Wienand 2018, S. 133). Entscheidend ist, dass ich in meiner Studie von situiertem Wissen ausgehe und nicht den objektiven Standpunkt der Forscherin einnehme (vgl. Haraway 1995, S. 87). Meine Forschungsfrage und deren Bearbeitung sind dadurch gekennzeichnet, wie ich positioniert bin: eine weiße cis Frau, die als Bildungsaufsteigerin beschrieben werden kann, die Mutter ist, geabled, aber familiäre Erfahrungen mit Disability hat. Wichtig ist es Vereindeutigungen durch diese Situiertheit von Wissen zu reflektieren, um nicht Machtverhältnisse zu untermauern (vgl. Abu-Lughod 1990). Daher habe ich in den gesamten Forschungsprozess Reflexionsschläufen eingebaut, auf die ich in Kapitel 6 eingehen.

Aus der teilnehmenden Beobachtung habe ich eine Fülle an Daten generiert. Um systematisch damit umgehen zu können, habe ich einen Zugang über eine reflexive Form der Grounded Theory (vgl. Charmaz 2006; Charmaz 2010) geschaffen, das Material aber rekonstruktiv ausgewertet (vgl. Kruse 2014). Dabei habe ich die Analyse von Positionierungen, die Analyse von Kontext sowie die Analyse von historischer Gewordenheit als Analyseheuristiken in den Vordergrund meiner Analyse gestellt, nebst den Forschungsperspektiven der Intersektionalität, diskursiven Praktiken und Grenzbearbeitung. Forschungspraktisch habe ich mich dabei auf unterschiedliche Frageformulierungen im Kontext von Machtreflexion und Intersektionalität bezogen (vgl. Diehm/Kuhn/Machold 2013, S. 44; Messerschmidt 2013, S. 430; Riegel 2016, S. 141). Um stets das Moment der Macht zu fokussieren, habe ich diese Herangehensweise um einen dekonstruktivistischen

Blick ergänzt. Praktiken, die ich beobachtet habe, verstehe ich als diskursive Praktiken. Auf diese Weise kann ich die Analyse von Bedeutungen und Repräsentationen in mein ethnografisches Vorgehen einbeziehen (vgl. Wrana 2012, S. 185). Mithilfe des so modellierten Forschungszugangs kann ich die unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen miteinander verbinden und mir das Material zugänglich machen. Das ermöglicht es mir, Machtverhältnisse zu erfassen, die sich in Praktiken zeigen. Ferner kann ich nicht Gesagtes und Dethematisiertes in meine Analyse einbinden.

Wenn ich nach Praxen des Umgangs der (De-)Thematisierung von Differenzverhältnissen in der KJH frage, frage ich gleichzeitig nach Professionalität und Theoriebildung. Die oben genannten analytischen Perspektiven unterstützen Fragen nach Professionalisierung. Die Denkfigur *Grenzbearbeitung im Kontext kritischer Sozialer Arbeit* (vgl. Kessl/Maurer 2010, S. 159) sowie Christine Riegels Entwurf von Intersektionalität als einer Art diversitätsbewusster Sozialpädagogik (vgl. Riegel 2016, S. 49; Leiprecht 2011b, S. 19 ff.) stecken ab, was Professionalität in Sozialer Arbeit bzw. Sozialpädagogik im Kern ausmacht: „die kritische Reflexion solcher Differenzlinien und ihrer Wirkungen“ (Leiprecht 2011b, S. 19). Hieran schließt sich die Forderung „eines bewussten Umgangs mit Differenzlinien“ (ebd.) an, den auch ich in meiner Arbeit beschreibe. Forschungsarbeiten, die Professionalisierung in Bezug auf den Umgang mit Differenzkonstruktionen untersuchen, können hier anschließen. Kathrin Weidenbach etwa fand in ihrer (unveröffentlichten) Abschlussarbeit von 2018 heraus, dass Professionelle in der KJH ein eher geringes Bewusstsein für ihre eigene Positionierung haben. Gleichzeitig lässt sich Intersektionalität in vielen sozialpädagogischen Fachbroschüren, Artikeln oder Austauschformaten wiederfinden. Diese Entwicklung und ein solches Verständnis von Professionalität in den Blick zu nehmen, erscheint als dringende Aufgabe. In meiner Arbeit geht es mir dementsprechend darum, den Blick für Widersprüchlichkeiten und Konflikte im Bereich der (De-)Thematisierung von Differenzlinien zu schärfen und damit die Professionalisierung in der Sozialen Arbeit voranzubringen.

Die Arbeit besteht aus neun Kapiteln. Zu Beginn erörtere ich Intersektionalität als theoretische und methodologische Perspektive für die vorliegende Studie sowie die Herausforderungen der Untersuchung. Mir ist wichtig, aufzuzeigen, wo Intersektionalität als Forschungsansatz zu Macht- und Ungleichheit, zu sozialpädagogischer Praxis sowie als Ansatz im Kontext sozialer Bewegungen verortet ist. In den Kapiteln drei bis fünf nähere ich mich Sozialer Arbeit und der KJH aus theoretischer, forschungsfeldpraktischer sowie aus empirischer Perspektive. Ich entfalte Soziale Arbeit explizit vor dem Hintergrund von Macht und Ungleichheit und lege hierzu die Perspektive poststrukturalistischer, postkolonialer und feministischer Forschung dar. Dazu beziehe ich meine beiden Ansätze aufeinander: die Denkfigur der Grenzbearbeitung und die Perspektive von Intersektionalität. In Kapitel vier gehe ich konkret auf die Forschungsfelder innerhalb der KJH

ein. Anschließend skizziere ich den Stand der Forschung zu meiner Frage nach Thematisierung und Dethematisierung von Differenzkonstruktionen in der KJH (Kap. 5). Im empirischen Teil der Arbeit beschreibe ich im ersten Schritt das Forschungsdesign, um daraufhin den ethnografischen Zugang, die Forschungsperspektiven sowie die Forschungsheuristiken zu erläutern. In Kapitel acht kategorisiere ich die Ergebnisse aus Kapitel sieben fallübergreifend und leite nach einer methodologischen Reflexion abschließend methodologische sowie sozialpädagogische Perspektiven ab.

2 Intersektionalität als theoretische und methodologische Perspektive

„Intersektionalität [...] ist ein Begriff, der theoretische Diskussionen und methodologische Überlegungen überschreibt, die sich der Analyse von miteinander wechselwirkenden, sich verschränkenden, miteinander kumulierenden, ineinander verflochtenen Differenzkategorien und ihre Verbindungen mit Macht-, Herrschafts- und Ungleichheitsverhältnissen verschrieben haben. So weit – so unklar.“ (Groß 2014, S. 172)

Die Perspektive von Intersektionalität umfasst unterschiedliche theoretische und methodologische Blickwinkel und Reflexionsmomente. Als Ansatz ermöglicht sie die Produktion, die Transformation, die Reproduktion und die Folgen sozialer Ungleichheit sowohl theoretisch als auch empirisch vielseitig in den Blick zu nehmen. Der Fokus liegt darauf, die Vielfalt von Aspekten sowie Prozessen aufzuzeigen, die Einfluss auf soziale Ungleichheit haben. Sie sind in ihrer gegenseitigen Beeinflussung und der darin liegenden Ambivalenz zu berücksichtigen. Diese Perspektive stellt eine Möglichkeit dar und ist zugleich der Versuch, der Komplexität von Subjekt und Gesellschaft gerecht zu werden und machtvolle Differenzkonstruktionen sowie -verhältnisse herauszuarbeiten sowie analytisch zugänglich zu machen.

In diesem Kapitel will ich Intersektionalität in ihrer Relevanz als Einfluss sowohl auf die Soziale Arbeit als auch auf Forschungsmethodologien darstellen. An einer Einführung in die Perspektive von Intersektionalität schließe ich einen historischen Abriss der Entwicklung des Konzepts an. Ziel ist es, die Komplexität und die unterschiedlichen miteinander verwobenen Herangehensweisen sichtbar zu machen, Gemeinsamkeiten zutage zu fördern, ohne dabei widersprüchliche Gengesätze aufzulösen.

2.1 Kleine Einführung zur Perspektive von Intersektionalität

Das Konzept der Intersektionalität bedeutet die Kritik und Reflexion gesellschaftlicher Verhältnisse in Bezug auf Macht und Positionierungen. Es ist stark an die Kritik aus sozialen Bewegungen geknüpft und macht immer wieder darauf aufmerksam, dass Subjekte unterschiedlicher Positionen in Bezug auf Diskriminierung, Privilegierung und Deprivilegierung unterschiedliche Erfahrungen machen und gemacht haben. Als Forschungsansatz erfasst Intersektionalität nicht nur die theoretische und analytische Ebene, sondern ist zudem handlungsorientiert.

Der Begriff Intersektionalität entstand aufgrund eines juristischen Problems. Die Idee dahinter fand schon vorher Beachtung. Audre Lorde, eine US-amerikanische Professorin, Aktivistin und Dichterin, inspirierte die Schwarze Frauenbewegung in Deutschland. Sie sprach klar die Perspektivität der weißen Frauenbewegung an: „Some problems we share as women, some we do not. You fear your children will grow up to join the patriarchy and testify against you; we fear our children will be dragged from a car and shot down in the street, and you will turn your backs upon the reasons they are dying.“ (Lorde 2007, S. 119) Darin steckt zum einen der Hinweis, dass weiße frauenbewegte Frauen – die Sichtweise anders positionierter Frauen – häufig ausblenden. Zum anderen steckt darin der Aufruf, bei Forderungen in Bezug auf Emanzipation, Befreiung, Solidarität und Umgang mit sozialer Ungleichheit sowie Machtverhältnissen andere Perspektiven in ihrer Verletzbarkeit einzubeziehen. Audre Lorde ergänzt Folgendes: „There is not such a thing as a single-issue struggle because we do not live single-issue lives.“ (a. a. O., S. 138) Intersektionalität beinhaltet den *einfach erscheinenden* Gedanken, dass Subjekte nicht ausschließlich auf *ein-fache* Positionierungen und Erfahrungen zurückgreifen, sondern dass Positionierungen und Erfahrungen aus mehreren ineinander greifenden Differenzkonstruktionen hervorgehen – ein Umstand, der folgenreich ist.

Intersektionalität kennzeichnet erstens wesentlich, dass die Verwobenheit unterschiedlicher Differenzkonstruktionen sozialer Ungleichheit und Machtverhältnissen berücksichtigt wird, bspw. das Zusammenspiel von Sexismus/sexistischen Zuschreibungen und Rassismus/rassistischen Zuschreibungen. Insbesondere geht es darum, nicht darin zu verfallen, in einer „Rechenaufgabe“ (Lutz 2001, S. 28)² einzelne *Ungleichheitsmerkmale* zu addieren. Die Bezeichnungen „Doppelte Diskriminierung“ sowie „triple opression“³ (vgl. Lutz 2001, S. 218; 2014, S. 2 f.; Anthias/Yuval-Davis 1983, S. 62, 70 nach Soiland 2008, S. 1) verweisen auf Versuche, Konzepte zu finden, in denen mehrere Differenzkonstruktionen zusammengedacht und deren wechselseitige Beziehung vor dem Hintergrund

-
- 2 Helma Lutz bezieht sich hierbei auf Donna Haraway (1991). Sie fordert, race, sex, class und gender analytisch umfassend zu berücksichtigen, statt sie nur in Teilen einzubeziehen – wie es die feministische Theorie vorschlägt (vgl. Haraway 1991, S. 129). Helma Lutz bezieht Haraways Kritik auch auf die deutsche feministische Theorie (vgl. Lutz 2001, S. 215 f.). In ihrer Auseinandersetzung mit der Differenzforschung geht sie historisch auf globale wissenschaftstheoretische Entwicklungen ein und schließt eine intersektionale Analyse an. Dabei liegt der Fokus zwar auf der Frage nach Kategorien, allerdings erfassst die Analyse auch die Prozesse der Kategorisierung, also solche, die „die verschiedensten Differenzlinien zu Selbst- und Fremdpositionierung“ (vgl. a. a. O., S. 227) nutzt. Sie kommt zu folgendem wichtigen Schluss: „Differenz ist schließlich mehr als eine Rechenaufgabe.“ (a. a. O., S. 228)
 - 3 An dieser Stelle möchte ich betonen, dass ich den Konzepten oder Theoretiker_innen, die die Begriffe der „doppelten Diskriminierung“ und „triple opression“ geprägt haben oder verwenden, nicht unterstellen will, Ungleichheitsmerkmale wie in einer „Rechenaufgabe“ gegeneinander abzuwägen.

von Machtverhältnissen thematisiert werden. Sie sind allerdings irreführend, weil sie die Addition und das Aufrechnen von Merkmalen suggerieren. Prozesshaftigkeit, Situiertheit sowie Verschränkungen werden durch Begriffe wie die oben exemplarisch benannten nicht sichtbar. Im Vordergrund von Intersektionalität stehen *Interdependenzen* und die Folgen, die sich aus der Wechselwirkung zwischen Differenzkonstruktionen ergeben (vgl. Rein/Riegel 2016, S. 75).

Zweitens bedeutet Intersektionalität, die Verwobenheit der gesellschaftlichen Ebenen zu denken und zu berücksichtigen. Dem liegt die Annahme zugrunde, dass Diskriminierungen auf unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen geschehen. Zuschreibungen werden zwar situational hergestellt, funktionieren allerdings nicht unabhängig von Kontext und Geschichte, sind miteinander verstrickt, beeinflussen und verstärken sich gegenseitig und fließen ineinander über. Explizit geht es um die Ebenen von Subjekten und Interaktionen, von Diskursen und von Strukturen.

Intersektionalität als Forschungs- und Analyseperspektive nach Christine Riegel (vgl. dies. 2016, S. 136 ff.) ermöglicht es, die Komplexität von einerseits miteinander verquickten Differenzkonstruktionen und andererseits miteinander verschränkten Ebenen empirisch zu erfassen. Als drittes Merkmal ließe sich anführen, dass es „schwer ist [...], diese Perspektive in ihrem gesamten Potenzial tatsächlich umzusetzen.“ (a. a. O., S. 144) Aufgrund der Offenheit⁴ von Intersektionalitätsansätzen erhalten diese – meist stammt die Kritik aus den *eigenen Reihen* – immer wieder den Vorwurf, unabgeschlossen und sowohl theoretisch als auch methodologisch nicht ausreichend weit entwickelt zu sein (vgl. Erwägen. Wissen. Ethik 24 (2013)). Darauf verweist auch Melanie Groß, wenn sie einerseits Intersektionalität als ein „vielbeachtetes Konzept“ (Groß 2014, S. 172) beschreibt, es allerdings auch damit konfrontiert sieht, dass bislang weder der Gegenstand noch ein Weg der empirischen Anwendung geklärt sei (vgl. ebd.). Gleichzeitig wird genau diese Unabgeschlossenheit als große Stärke des Konzepts verstanden (vgl. Davis 2008; Lutz/Herrera Vivar/Supik 2013; Villa 2013; Davis 2013; Riegel 2016). In der Thematisierung von Ungleichheit scheint es inzwischen selbstverständlich zu sein, den Bezug zu Intersektionalität herzustellen (vgl. Leonity/Schulz 2020; Rein 2020; Roig 2021).

Historisch ist das Konzept neben theoretischen und wissenschaftlichen Perspektiven stark von sozialen Bewegungen und Macht- sowie Dominanzkritik geprägt. Zu nennen sind in erster Linie rassismuskritische und postkoloniale so-

4 Offen sind die Ansätze v. a. in Bezug auf deren Anwendung und die Art und Weise, wie sie adaptiert und diskutiert wurden und werden. Zumindest Kimberlé Crenshaw, die nicht die Idee, aber den Begriff aus einer Menschenrechtsperspektive Schwarzer Frauen in den USA entwickelt hat, scheint nicht ganz zufrieden mit einem allzu offenen Verständnis von Intersektionalität zu sein – v. a. bezüglich der Dezentralisierung Schwarzer Frauen als Analysesubjekte (vgl. Lutz 2014, S. 1, 8).

wie geschlechterreflektierende und feministische, politische wie auch theoretische Positionen. Im Folgenden will ich auf implizite Einflüsse aus der Zeit vor der expliziten Einführung des Begriffs *intersectionality* durch die Rechtswissenschaftlerin Kimberlé Crenshaw eingehen. Beispielsweise schreibt das *Combahee River Collective* im April 1977 ein Statement aus Schwarzer feministischer Perspektive. In diesem Positionspapier weisen die Schreibenden bereits zu Beginn darauf hin, dass rassistische, sexistische, heterosexistische und klassistische Verhältnisse in Unterdrückungssystemen eng miteinander verknüpft sind (Combahee River Collective 1977). Zentral für die Entwicklung des Konzepts ist die Kritik *innerhalb* feministischer Bewegungen, die besagt, dass eine ausschließlich auf Geschlecht fokussierte Sichtweise in Kämpfen um Macht und Ungleichheit zu einseitig ist (vgl. Lutz / Herrera Vivar / Supik 2013). Davon erzählt bspw. auch Katharina Oguntoye. Im Workshop „Afro-deutsche Geschichte“, den sie 2019 im Rahmen der Veranstaltung „Dear white people. Visionen einer postrassistischen Gesellschaft“ gemeinsam mit Jasmin Eding abhielt, führt sie die Auseinandersetzungen auf dem Lesben-Frühlings-Treffen in den 1970er Jahren an. Darin machten Schwarze Lesben weiße Lesben auf ihre eingeschränkte Sichtweise aufmerksam. Neben diesen u. a. queeren sowie klassismuskritischen Einflüssen sind die Perspektiven der Disability Studies relevant.

2.2 Intersektionalität im historischen Diskurs

Zwischen der Entwicklung von Intersektionalität und Forderungen im Kontext sozialer und politischer Bewegungen besteht ein sehr enger Zusammenhang (Rein / Riegel 2016, S. 74). Ziel der kritischen Bewegungen ist jeweils das Einräumen von Rechten (juristisch, Eröffnung von Handlungsmöglichkeiten etc.) für diejenigen, die in ihrer Deprivilegierung aufgrund sich überlappender Ungleichheitsverhältnisse und der daraus entstehenden Komplexität unsichtbar blieben. Gleichzeitig geht es auch darum, *andere* Selbstverständlichkeiten zu prägen als die, die in einer dominanten Sichtweise ohnehin vertreten sind.

Vor allem in feministischen Bewegungen wurde immer wieder die Kritik geäußert, dass die Sichtweisen der dominanten Stimmen zu homogenisierend und vereinfachend waren. So wurde v. a. an und innerhalb der weißen bürgerlichen Frauenbewegung⁵ kritisiert, dass sie weniger ein- als ausschließend agiert. Das bezog sich auf nicht-bürgerliche Frauen, nicht-weiße, nicht-heterosexuelle, nicht in der heteronormativen Matrix lebende Frauen, die zwar mitgemeint waren, die aber in den Forderungen, Vorgehensweisen und Zielen nicht ausreichend repräsentiert wurden bzw. sich nicht repräsentiert fühlten (vgl. Oguntoye / Kinder / Eg-

5 Hier beziehe ich mich v. a. auf den anglo-amerikanischen sowie den bundesdeutschen Kontext, gehe aber davon aus, dass sich diese Tendenz auch global wiederfindet.

gers/Piesche 2012; Piesche 2012; Lutz/Herrera Vivar/Supik 2013). Diese historische Entwicklung macht auch deutlich, wie vielstimmig feministische Bewegungen geworden sind – auch durch die Bereicherung der intersektionaler Sichtweisen (s. ju_fem netz, fem_im_pott etc.).

Im Folgenden erläutere ich zuerst die politische Positionierung des Konzepts der Intersektionalität und ordne die Position ein, um anschließend die Entstehungsgeschichte auszurollen. Sowohl „implizite [als auch] explizite Ansätze der Intersektionalität“ (Lykke 2010, S. 68 f. nach Lutz/Herrera Vivar/Supik 2013, S. 10) werden in die Darstellung einfließen, sodass ein kontextualisierter Einblick in die Entwicklung des Konzepts von Intersektionalität gewährt wird, der für die vorliegende Arbeit gewinnbringend sein kann.

Die Metapher einer Kreuzung, einer *intersection*, stammt von Kimberlé Crenshaw. Die US-amerikanische Rechtswissenschaftlerin ist in der Schwarzen Frauenbewegung aktiv und Mitbegründerin der Critical Race Theory (CRT). Die Straßen, die in einer Kreuzung münden, stehen für die Verhältnisse der Ungleichheit. Ist eine Person von mehreren Ungleichheitsverhältnissen gleichzeitig betroffen – wie in dem Fall, auf den sich Kimberlé Crenshaw bezieht: Sexismus und Rassismus –, steht sie sozusagen mitten auf der Kreuzung. Sie ist also besonders verletzbar, der Gefahr von Diskriminierung im besonderen Maße ausgesetzt. Kimberlé Crenshaw entwickelte den Begriff *intersectionality* aus einer rassismuskritischen und feministischen Stellungnahme zum US-amerikanischen Rechtssystem. Die Reflexionsperspektive erweitert sie um weitere Machtverhältnisse wie Xenophobie, Ableismus, Heterosexismus sowie Klassismus. Ihr Anliegen besteht insbesondere darin, zu erreichen, dass die Überlappung von Diskriminierungsverhältnissen und den daraus entstehenden gefährdeten Positionierungen in ihrer Verletzbarkeit thematisierbar werden. Es soll möglich sein, darüber zu sprechen. Mit politischem Ansinnen macht sie darauf aufmerksam, dass diese Problematiken erst durch die Thematisierung bearbeitet und gelöst werden können (vgl. Crenshaw 2016). Mit dem Begriff *intersectionality* gibt sie ein leicht zu verstehendes Bild an die Hand, das sich in seiner Popularität gegenüber anderen durchgesetzt hat (vgl. Davis 2008, S. 68 f.).

„Consider an analogy to traffic in an intersection, coming and going in all four directions Discrimination, like traffic through an intersection, may flow in another. If an accident happens in an intersection, it can be caused by cars travelling from any number of directions and, sometimes from all of them. [...] But it is not always easy to reconstruct an accident. Sometimes the skid marks and the injuries simply indicate that they occurred simultaneously, frustrating efforts to determine which driver caused the harm. In these cases the tendency seems to be that no driver is held responsible, no treatments is administered and the involved parties simply get back in their cars and zoom anyway.“ (Crenshaw 1998, S. 321 f.)

Sozialwissenschaftliche ungleichheitskritische Theoretiker_innen, Empiriker_innen sowie differenzsensible Praktiker_innen aus der (Sozial-)Pädagogik übernehmen Kimberlé Crenshaws feministische und rassismuskritische Perspektive. Sie passen sie an ihr Anliegen an, erweitern sie, transformieren, kritisieren und ergänzen sie. In der Sozialen Arbeit und in einem sozialforscherischen Kontext wie auch im Rechtssystem ist die praktische Frage: Welche Folgen haben die Formen von Ungleichheit, die aufgrund von Überlappung teilweise einzigartig, immer auch situational hergestellt und kontextabhängig sind? Kimberlé Crenshaw hat dabei das Rechtssystem der USA und die Rekonstruktion des „diskriminierenden Antidiskriminierungsrechts“ (Emmerich 2013, S. 375) im Blick. Spezifisch ist, „dass [das Intersektionalitätsverständnis] auf das Bezugsproblem der Invisibilisierung von Formen der Diskriminierung reagiert“ (Hormel 2012, S. 494). Zudem steckt in ihrer Kritik an „both feminist and anti-racist discourse“ (Davis 2008, S. 68) der Hinweis auf die besondere Verletzbarkeit von Women of Color (WoC), bedingt durch Machtverteilungen und -ungleichheit.

Im Laufe der Adaption des Konzepts von Intersektionalität⁶ sind an einigen Stellen die Einflüsse und Forderungen aus politischen und sozialen Bewegungen sowie deren machtkritische Dimension verloren gegangen (vgl. Riegel 2016, S. 43). Auch die jeweiligen Diskussionen in unterschiedlichen nationalstaatlichen Kontexten und die Übertragung eines in den USA entwickelten Konzepts auf europäische und deutsche Verhältnisse sind dabei zu berücksichtigen (vgl. Knapp 2005; Lutz/Herrera Vivar/Supik 2013). So beschreibt Katharina Walgenbach, dass es einen „Bedeutungsverlust“ (Walgenbach 2013, S. 457) bedeute, wenn Intersektionalität ausschließlich als Analysemethode genutzt wird, dabei aber Macht- und Ungleichheitsverhältnisse nicht im Vordergrund stehen, während Differenz beliebig verwendet wird. Sie sieht eine Gefahr darin, Intersektionalität zu sehr an Diversity-Konzepte zu binden, die sie vereinnahmen können (vgl.

6 Leslie McCall hat mit ihrem viel zitierten Text „The complexity of intersectionality“ (2005) sehr zur Einordnung und zum Verständnis unterschiedlicher intersektionaler methodologischer Herangehensweisen beigetragen. Darin beschreibt sie, dass unterschiedliche Herangehensweisen auch unterschiedliche Arten von Wissen in Form von Ergebnissen liefern (vgl. McCall 2007, S. 1774). Sie eröffnet drei unterschiedliche Perspektiven, wie (De-)Kategorisierungen intersektional möglich sind: eine antikategoriale, eine intrakategoriale sowie eine interkategoriale Perspektive. Sie erläutert, dass je nach Herangehensweise auch eine andere Art von Denkweise und Philosophie transportiert wird und dass eine Entscheidung zwischen diesen drei Ansätzen keine rein methodische Entscheidung ist (vgl. a. a. O., S. 1775). Gleichzeitig legt sie auch die Widersprüchlichkeit identitätspolitischer einerseits sowie dekonstruktivistischer/poststrukturalistischer Herangehensweisen andererseits dar und erklärt, inwiefern dieser Widerspruch in Kritiken innerhalb feministischer Forschung aufgegriffen und wie damit umgegangen wird – ohne den Widerspruch an sich aufzulösen, da beide Herangehensweisen in ihrer Sinnhaftigkeit wahrgenommen werden (vgl. a. a. O., S. 1779 f.). Sie plädiert für eine interdisziplinäre Anwendung aller drei Perspektiven, die die jeweils gewählte Herangehensweise ergänzen (vgl. a. a. O., S. 1795 f.).

a. a. O., S. 457ff.) Dabei kritisiert sie insbesondere die zu starke Orientierung einerseits an Organisationen und andererseits an der Bedeutungsänderung von *Diversity*, die darin besteht, dass Differenzen in Ressourcen umgewertet werden (vgl. a. a. O., S. 458).

Bereits im Jahr 1851 stellt Sojourner Truth⁷ die Frage „Ain't I a woman?“. Sie weist in ihrer als mitreißend und als imposant beschriebenen Rede darauf hin, dass sie nicht als Frau, sondern als *Sklave* wahrgenommen werde. Das führt sie auf ihren Status als Sklavin zurück, der ihr Geschlecht zu überlagern scheine (vgl. Gerhard/Pommerenke/Wischermann 2008, S. 95 ff.). Sie macht auf eine Mehrdimensionalität von Diskriminierung und auf die Dethematisierung wie auch das Relevant-Setzen bestimmter Ungleichheitsmerkmale aufmerksam. Über 100 Jahre später veröffentlicht das Combahee River Collective im Jahr 1978 sein „Black Feminist Statement“, in dem – wie der Titel des Position(ierung)spapiers deutlich macht – Black Feminists fordern, verschiedene Ungleichheitskonstruktionen zusammenzudenken und zu berücksichtigen. „Das Manifest des Kollektivs Schwarzer Lesben Feministinnen, des Combahee River Collective CRC (1978), und die Anthologie Schwarzer Theoretikerinnen wie zum Beispiel ‚Home Girls: A Black Feminist Anthology‘ (1983), führten in die feministische Analyse den Gedanken der Intersektion heterogener antagonistischer Verhältnisse ein“ (Gutiérrez Rodriguez 2010, S. 276). Astrid Messerschmidt bringt unter Bezugnahme auf Gudrun-Axeli Knapp „drei Referenzautorinnen ins Spiel, die auf unterschiedliche Weise eng mit der Schwarzen Frauenbewegung und einer antirassistischen feministischen Theoriebildung verbunden sind: Kimberlé Crenshaw, Leslie McCall und Patricia Hill Collins“ (Messerschmidt 2013, S. 430; vgl. Knapp 2013, S. 345 ff.): Crenshaw, die aus einer juristischen Perspektive auf die Deprivilegierung von WoC in der US-amerikanischen Gesellschaft eine große Klage gegen General Motors angestrengt hat; McCall, die intersektionelle Herangehensweisen in *inter-, trans- und intrakategoriale* Analysen systematisiert (2005); und Collins, die die *Black Feminist Standpoint Theory* (2000) geprägt hat. Astrid Messerschmidt mahnt, dass „eine ungebrochene und entkontextualisierende Aneignung [der] Analysen [von Crenshaw, McCall, Collins] für den deutschsprachigen Raum zu vermeiden“ sei (dies. 2013, S. 430). Ähnlich argumentiert Riegel für eine kontextualisierte Verwendung der Analyseheuristik *Intersektionalität*, in der „globale, weltumspannende Ungleichheitsverhältnisse sowie historische Entwicklungen des Kolonialismus und Imperialismus“ (Riegel 2016, S. 48) nicht zu vernachlässigen seien.

⁷ Sojourner Truth (1797–1883) hält 1851 die Rede „Ain't I a Woman?“ („Bin ich denn keine Frau?“). Geboren als Sklavin flieht sie 1828 zu einer Quäker-Familie, die sie freikaufte. Sie tritt 1833 einer christlich-utopischen Kommune bei und zieht ab 1843 als Wanderpredigerin durch die USA. Sie ist Anhängerin von Feminismus und Abolitionismus (vgl. Gerhard/Pommerenke/Wischermann 2008, S. 95 ff.).

Auch wenn Intersektionalität sozialen Bewegungen und politischem Interesse, genauer Identitätspolitiken, zugeordnet werden kann, geht es in einer dekonstruktivistischen Lesart gleichzeitig, „wie dies innerhalb von Identitätspolitiken bisher selten geschehen ist [...], um eine radikale Verweigerung von Identifikation mit diesen kategorialen Zuschreibungen, die immer wieder hegemonial besetzt sind und werden“ (Dietze/Heschami Yekani/Michaelis 2007, S. 117f.). In der BRD ist der Einfluss von Audre Lorde⁸ auf die Schwarze Frauenbewegung in Deutschland umstritten. Im Nachgang ihrer Veranstaltungen an der Universität bildeten sich Gruppen, die sich mit Schwarzsein, Lesbischsein, mit Frausein, Kranksein als Teil eines Ganzen beschäftigten (Oguntoye/Opitz/Schultz 1992; Ayim 2002; Piesche 2012).

Zwar hantiert Gayatri Spivak nicht mit dem Begriff Intersektionalität, trotzdem ist der Einfluss ihrer Werke auf die Entwicklung von Intersektionalität nicht von der Hand zu weisen. Der Hinweis auf ihren Aufsatz „Can the Subaltern speak?“ (1988/2008) wird häufig im Kontext von Intersektionalität diskutiert und zitiert. Darin thematisiert sie marginalisierte Frauen, die nicht gehört werden, und verschränkt dabei unterschiedliche Differenzkonstruktionen. Daraus leitet sie die Positionierung als Subalterne ab. Damit seien Personen gemeint, die zwar sprechen, aber nicht gehört werden, denen eine Veränderung und v. a. eine Verbesserung ihrer gesellschaftlichen Stellung, also ihrer Positionierung, verwehrt ist (Spivak 2003).

In Deutschland nimmt das Interesse am Konzept von Intersektionalität um die Jahrhundertwende zu. Dies kann mit der Kritik an neoliberalen Entwicklungen erklärt werden und damit, welche Auswirkungen sie haben und wie sie medial wahrgenommen werden (vgl. Weiss 2013, S. 462). Katharina Walgenbach attestiert dieser Entwicklung eine „Re-Politisierung der Geschlechterforschung“ (Walgenbach 2013, S. 458).

Laut Gudrun-Axeli Knapp wird im deutschsprachigen Raum „von Anfang an“ (dies. 2005, S. 68) nicht *nur* Geschlecht in der Frauen- und Geschlechterforschung berücksichtigt, sondern auch innerfeministische Kritik an der Frauen- und Geschlechterforschung geübt. So zeigt Sabine Hering auf, dass Studien zwischen 1900 und 1933, die der Frauenforschung zugeordnet werden können⁹, „die

8 „Audre Lorde taucht an einem entscheidenden Punkt [im Jahr 1984] in die feministische Szene Berlins ein. Sie erkannte und ergriff die Chance, der Bewegung Schwarzer feministisch inspirierter Aktivistinnen zur Geburt zu verhelfen. Sie setzte ihre Artikulationsmacht ebenso wie ihre aktivistische und analytische Erfahrung ein, um die Forderungen der Schwarzen feministischen Bewegung nach Innen und nach Außen zu formulieren und zu strukturieren. Sie verlieh der Schwarzen Frauenbewegung Deutschlands ihre narrative Kraft, politische Kraft und die Kraft ihrer transnationalen Zukunftsvisionen.“ (Auma 2014, o. S.)

9 Sabine Hering erwähnt Studien von Jenny Apolant, Marie Baum, Alix Westerkamp, Lily Braun, Li Fischer-Eckert, Henriette Fürth, Elisabeth-Gnauck-Kühne, Anna Pappritz und Alice Salomon (vgl. Hering 2010, 334).

allgemeinen Trends der damaligen Sozialforschung abbilden, aber die weibliche Betroffenheit von sozialen Problemen in den Mittelpunkt der Fragestellungen“ rücken (Hering 2010, S. 334). Die Formulierung „weibliche Betroffenheit von sozialen Problemen“ verweist auf die Verschränkung patriarchaler Verhältnisse mit anderen. Auch wenn die meisten Forscherinnen, die diese Studien durchführten, bürgerlicher Herkunft waren, eröffneten sie doch eine Perspektive, in der sie „immer wieder auf die Tatbestände weiblicher Benachteiligung, systematischer Diskriminierung und sozialen Unrechts gestoßen“ sind (vgl. a. a. O., S. 333). In den Studien geht es v. a. um Arbeitsbedingungen von Frauen, um die Anerkennung von Care-Arbeit, um politische Gleichberechtigung, Deprivilegierungen, Gehört-Werden, um Vereinbarkeit von und Mehrfachbelastung durch Arbeit und Familie für Arbeiterinnen, um körperliche Verletzbarkeit von Arbeiterinnen und nicht zuletzt darum, Bewusstsein für diese Ungleichheiten zu schaffen und eine *Lösung* dafür zu fordern. Gleichzeitig machten bereits während der Ersten und auch der Zweiten Frauenbewegung Frauen_in Deutschland darauf aufmerksam, dass mit der Forderung nach der Verbesserung der Lebensverhältnisse von Frauen nur bestimmte Frauen gemeint sind, während andere unberücksichtigt bleiben (vgl. Jaeckel 1981; Ihrsinn 1990; FeMigra 1994; Çetin / Prasad 2015). Aufgrund der Schwierigkeit der Zuordnung in die Frauenbewegungen waren Frauen, die sich, neben ihrer Positionierung als *Frau*, auch anders (nicht weiß, nicht *bürgerlich*, nicht *heterosexuell*, nicht *geabled*, nicht *Akademikerin* etc.) positionierten/positionieren mussten bzw. die anders positioniert wurden, in unterschiedlichen Bewegungen organisiert. Senganata Münst zeigt das bspw. für nicht heterosexuell lebende Frauen_sowohl in der Ersten als auch in der Zweiten Frauenbewegung auf (vgl. Münst 2010). Frauen, die nicht in ein heteronormatives Schema passten, waren Frauen aus der Arbeiterinnenschicht, Frauen mit Behinderung, migrantisch markierte Frauen oder Women of Color, deren Rechte in den Hauptflügeln der Frauenbewegungen nicht explizit eingefordert wurden (vgl. Çetin / Prasad 2015; Lutz 2014, S. 3 f.). Migration von Frauen betrifft die Zeit der Zweiten Frauenbewegung. Migrantinnen beschreiben ihr Verhältnis zu den deutschen Frauen in der Frauenbewegung als paternalistisch (vgl. Schwenken 2010, S. 910 ff.). So gründeten Frauen, die sich selbst als Migrantinnen bezeichneten, das Netzwerk FeMigra: Dabei grenzen sie sich einerseits gegenüber der linken und andererseits gegenüber einer feministischen Bewegung ab. In beiden sahen sie sich in ihrer Positionierung nicht gehört und sahen ihre Stimme nicht vertreten (vgl. FeMigra 1994). Stimmen wie diese werden trotz einer „organisatorisch ausdifferenzierten Infrastruktur“ (Schwenken 2010, S. 913) teilweise nach wie vor nicht wahrgenommen und erst mit der Zeit gehört (vgl. Knapp 2005, S. 68).

Feministisch-postkoloniale (vgl. Oguntoye / Opitz / Schultz 1992; Rommelspacher 1998, S. 89; Ayim 2002; Piesche 2012; Hornscheidt 2012; Çetin / Prasad 2015) sowie gender- und queertheoretische Perspektiven (vgl. Knapp / Klinger 2008,

S. 9; Hark 2010, S. 113; Tuider 2013) rücken Kritiken an einer homogenisierenden und vereinheitlichten Sichtweise ins Blickfeld der Geschlechterforschung (Hark 2005 nach Knapp 2005, S. 68). Dort werden nicht nur Standpunkte sowie Positionierungen *benannt* und *kritisiert*, auch *Perspektivität* wird große Beachtung geschenkt (vgl. Haraway 1995; Collins 2000; Collins 2007). Zudem gerät Objektivität als Gütekriterium der Wissenschaft in die Kritik: Eine kontextlose Definition von Objektivität wird abgelehnt (vgl. McCall 2005, S. 1776; Krämer 2015, S. 145).

Eine weitere Perspektive, die zur Adaption von Intersektionalität in der Bundesrepublik geführt hat, sind die Disability Studies. Auch wenn diese in Intersektionalitätsdebatten (noch) nicht als zentral wahrgenommen werden, haben auch sie einen Beitrag dazu geleistet, Machtverhältnisse als ineinander verschränkt wahrzunehmen (vgl. Jacob/Köbsell/Wollrad 2010; Gummich 2015; Amirpur 2016.). Heike Raab, Christiane Hutson und Judy Gummich – um nur drei Vertreterinnen zu nennen, die sich ebenfalls aktivistisch engagieren – machen sich dafür stark, Ableismus in seiner Wechselwirkung mit weiteren Dominanzverhältnissen zu verstehen (vgl. Raab 2007; Raab 2012a; Raab 2012b; Raab 2013; Raab 2015; Raab o.J.; Hutson 2010; Gummich 2015). Bereits im Jahr 2010 weist Swantje Köbsell darauf hin, dass sowohl die Geschlechterforschung als auch „die Erforschung des Zusammenhangs zwischen Behinderung und Geschlecht“ (Köbsell 2010, S. 22) mit der Erforschung der Situation von Frauen begann. In „Gendering Disability: Behinderung, Geschlecht und Körper“ stützt sie sich u. a. auf die Aktivistin und Sozialforscherin Helen Mekoosha (2003). Letztere stellt die Verschränkungen der unterschiedlichen Differenzkonstruktionen, die eine Beeinträchtigung zur Folge haben können, in den Vordergrund ihrer politischen wie empirischen Arbeiten. Bei der Berücksichtigung von Behinderung und Geschlecht rückt unvermeidlich auch die Differenzkonstruktion Körper zunehmend ins Bewusstsein – wenn auch anfangs noch etwas *unanalysiert* (vgl. Köbsell 2010, S. 25 f.). In der BRD gründeten sich bundesweit unter dem 1998 gegründeten Dachverband „Weibernetz“¹⁰ (a. a. O., S. 22) Gruppierungen, die ihre Interessen als Frauen mit Behinderung vertraten. Wie in anderen Strängen der emanzipatorischen Bewegungen macht sich auch in dieser sozialen Bewegung Kritik breit: Die Frage, wer Teil der Bewegung ist und wer ausgeschlossen wird, bezieht sich hier v. a. auf die Frage, wer sich artikulieren kann/darf, und darauf, inwiefern eingeschränkte Personen mit Blick auf Schmerzen, Belastbarkeit etc. noch Teil der Bewegung sein können. Daran entspinnst sich ein Diskurs um die Konstruiertheit von Behinderung, wodurch *Körper* für die Bewegung deutlich zentraler wird als das in anderen Bewegungen der Fall ist (vgl. a. a. O., S. 27). Eine Kritik, die sich mehr nach *außen* richtet, zielt auf den Diskurs über Intersektionalität, in dem die Differenzkonstruktion von Behinderung lange unbeachtet blieb (vgl.

10 www.weibernetz.de/

Raab 2012, S. 4). Mittlerweile sind viele Menschen mit Behinderung auch – nicht nur! – aufgrund einer erhöhten Barrierefreiheit digital bspw. auf Instagram und anderen Social Media-Plattformen aktivistisch engagiert. Sie setzen sich dafür ein, die Perspektiven als Menschen mit Behinderung in Verschränkung mit weiteren von Machtverhältnissen geprägten Differenzkonstruktionen sichtbar zu machen¹¹. Die Aktivist_innen thematisieren Elternschaft, Sexualität, Körper, Barrieren, Geschlecht, Rassismus, Wohnen, queeres Leben, Medienkonsum auf unterschiedliche Weise und erklären, wie *ihr Alltag* im dominanten Diskurs unsichtbar gemacht wird.

Einen weiteren Zugang zu Intersektionalität eröffnet die Perspektive des Adultismus. Personen, die sich mit dieser Perspektive beschäftigen, sehen ebenfalls die Notwendigkeit, Adultismus mit weiteren Differenzmarkierern sowohl im Handeln als auch in Diskursen und strukturellen Machtverhältnissen zu verknüpfen (vgl. Ritz 2008; Hutson 2010; Eggers 2015).

Innerhalb der Debatte im deutschsprachigen Raum schließen Diskussionen und Diskurse um Intersektionalität an Analysen und Perspektiven an, die die Verwobenheit unterschiedlicher Ungleichheitsverhältnisse auf unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen unter machkritischer und politischer Perspektive thematisieren. Eine weitere „Vordenkerin feministischer Intersektionalitätsdebatten“ (Raab 2015, S. 231) ist Birgit Rommelspacher, die mit ihrem Konzept der Dominanzkultur (Rommelspacher 1995) auf die situative Verstrickung von Machtverhältnissen und die situationsbedingte Fluidität („Doppelte Bestimmung“¹², Rommelspacher 1994 nach Gutiérrez Rodriguez 2015, S. 185) dieser Machtverhältnisse hinweist. Sie selbst attestiert der bundesrepublikanischen Frauenforschung 1995, sich nicht ausreichend mit den „Ursachen von Rassismus und dessen Zusammenhang mit Sexismus“ (Rommelspacher 1998, S. 102) zu beschäftigen. Mindestens aber würden die Antworten auf die Fragen nach dem Zusammenhang eher „spärlich“ ausfallen. Rommelspacher forderte dazu auf, die Wirkmechanismen der unterschiedlichen, teilweise unsichtbaren Macht- und Ungleichheitsverhältnisse in ihren Widersprüchlichkeiten wahrzunehmen und zu analysieren (vgl. Rommelspacher 1995, S. 28 nach Raab 2015, S. 231; vgl. Rommelspacher 1998, S. 26). Im Konzept der Dominanzkultur geht es darum, die jeweiligen Situiertheiten zu berücksichtigen, statt unterschiedliche Machtverhältnisse zu hierarchisieren. In ihrer Analyse kommt auch sie zu dem Ergebnis,

11 Als Beispiele möchte ich an dieser Stelle Laura Gehlhaar (lauragehlhaar.com/, www.instagram.com/fraugehlhaar/?hl=de; 04.03.2019), Ninia La Grande (ninialagrande.blogspot.com/, www.instagram.com/ninialagrande/; 04.03.2019) und Raul Krauthausen (raul.de/, www.instagram.com/raulkrauthausen/; 04.03.2019) nennen.

12 „Zusammengefasst in ihrem Begriff der ‚doppelten Bestimmung‘ macht sie auf paradoxe gesellschaftliche Subjektpositionen aufmerksam, die gleichzeitig sowohl über die Erfahrung der Dominanz als auch über die Erfahrung der Diskriminierung geprägt sind.“ (Gutiérrez Rodriguez 2015, S. 185)

dass Differenzkonstruktionen sowie Machtverhältnisse auf unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen miteinander verbunden sind. Sie fordert, das Bewusstsein darüber zu stärken, „daß wir Teil der Machtverhältnisse sind und sie in jeder Situation mitkonstituieren“ (Rommelspacher 1998, S. 101). Zudem sei „das soziale Leben zu repolitisieren.“ (ebd.)

Diese Zusammenhänge werden häufig in der Genealogie von Intersektionalität nicht berücksichtigt (vgl. Riegraf 2013, S. 447 ff.). Der Vorwurf, Intersektionalität sei nicht auf nicht-US-amerikanische Verhältnisse zu übertragen, da es keine Anknüpfungspunkte gäbe, kann jedoch in seiner Absolutheit nicht aufrechterhalten werden. Es besteht die Gefahr, dass Intersektionalität als „travelling concept“ (Knapp 2005) zumindest nicht im ursprünglichen Sinn auf andere Verhältnisse angewendet wird. Gleichzeitig ermöglichen die Offenheit und Unabgeschlossenheit des Konzepts es unter unterschiedlichen Bedingungen und Verhältnissen zu nutzen (Davis 2008, S. 68 ff.; Lutz 2014; Riegel 2016, S. 43 f.). Bei einem Transfer bietet es sich an, an bereits bestehende Konzepte und Denktraditionen anzuknüpfen, sodass es eventuell auch in diesen Zusammenhängen als kritisches Moment funktioniert¹³. Die Unabgeschlossenheit¹⁴ – und somit auch Erweiterbarkeit sowie Flexibilität des Konzepts – wird also zur Stärke des Konzepts (Dietze/Haschemi Yekani/Michaelis 2007, S. 113).

Die Offenheit des Konzepts lässt demnach die Übertragbarkeit über nationale Grenzen hinweg als herausfordernd, aber nicht als unmöglich erscheinen. Das spielt auch unter dem Aspekt des politischen Anspruchs eine Rolle. Ka-

13 Einen sehr bereichernden Überblick über die Geschichte der Intersektionalität und eine reflektierte Auseinandersetzung mit ihr, zur Entstehung und Rezeption, zu den Veränderungen und Anreicherungen des Konzepts in unterschiedlichen zeitlichen Phasen, unter unterschiedlichen Bedingungen, vor unterschiedlichen Hintergründen und Interessen – kurz: kontextualisiert – liefert „Intersectionality's (brilliant) career – how to understand the attraction of the concept?“ von Helma Lutz (2014).

14 „Wie ließt sich die Unabschließbarkeit identitärer Konstruktionen dann aber im Bewusstsein halten? Hier erweist sich die Verlegenheitsformel des *etcetera* am Ende nahezu jedes listenartigen Aufzählungsversuchs identitärer Kategorien als auf überraschende Weise hilfreich. Denn was das verlegene *etcetera* oder usw. immer mitsignalisiert, bzw. signalisieren sollte, ist die konstitutive Offenheit der Reihe. Judith Butler hat in der Formel einen positiven politischen Impuls ausgemacht: ‚Tatsächlich ist es ebenso ein Zeichen der Erschöpfung wie ein Zeichen für den unbegrenzbaren Bezeichnungsprozeß selbst. Dieses usw. ist das supplément, der Überschuß, der zwangsläufig jeden Versuch, die Identität ein für allemal zu setzen, begleiter‘ (1991: 210). Was das *etcetera* also im positiven Sinne signalisieren könnte, wäre ein strukturelles Merkmal von Signifikation und Identitätsbildung schlechthin, die Tatsache nämlich, dass Bedeutung prinzipiell immer veränderbar und nie endgültig fixierbar ist. [...] Mit Butler kann das *etcetera* somit durchaus legitimerweise als Signifikant der Unabschließbarkeit jeder Signifikation verstanden werden[,] [...] möglicherweise auch als Signifikant, der bestimmte unerwünschte Kategorien verdrängt, indem er sie im Unbenannten lässt. Denn irgendein Ende, das dann vom *etcetera* markiert wird, muss jede Liste irgendwann finden, und die Frage, wo man die Liste abbrechen lässt, ist keineswegs eine so unschuldige, wie man vielleicht denken mag.“ (Marchart 2008, S. 210 ff.)

thy Davis (vgl. Davis 2008) bezeichnet Intersektionalität als „good feminist theory“¹⁵ (a. a. O., S. 68), statt den neutral erscheinenden Begriff der Geschlechterforschung zu wählen. Eine enthistorisierte und die jeweiligen Kontexte nicht berücksichtigende Verwendung des Konzepts birgt die „Gefahren der Re-Essentialisierung sowie die Problematik eines methodologischen Nationalismus bzw. einer Universalisierung des Ansatzes“ (vgl. Castro Varela/Dhawan 2015, S. 229 ff. nach Riegel 2016, S. 47). Unter diesem Gesichtspunkt ist die Offenheit des Konzepts nicht nur dessen Stärke, sondern dringend notwendig für die – nicht nur „transatlantische“ (Knapp 2005) – Übertragbarkeit.

Offenheit bezieht sich vordergründig auf die Umsetzung und Anwendung des Konzepts – es gibt keine methodischen oder theoretischen Anleitungen, die zu befolgen wären oder an die sich Interessierte halten könnten¹⁶ (vgl. Riegel 2012, S. 88). Vor allem gibt es nicht *die eine, von allen* anerkannte Sicht auf Intersektionalität, „sodass nicht von einem in sich geschlossenen Konzept ausgegangen werden kann“ (Riegel 2016, S. 43). Gleichzeitig lässt sich diese Offenheit auch auf die Unabgeschlossenheit der zu berücksichtigenden Differenzkonstruktionen beziehen. In einigen Texten zu Intersektionalität steht v. a. die Trias *race, class, gender* im Vordergrund (vgl. Dietze/Haschemi Yekani/Michaelis 2007, S. 114).

15 Kathy Davis arbeitet die Kriterien einer guten Theorie nach Murray S. Davis (1971, 1986) ab und diskutiert, ob *Intersektionalität* als gute feministische Theorie bestehen kann: 1. Die Theorie hat ein bestimmtes dringendes Anliegen. So hat Intersektionalität zunächst das Anliegen, die Unterschiedlichkeit unter Frauen_ und deren Auswirkungen auf Ausgrenzung und Machtverteilung zu berücksichtigen und ferner das poststrukturalistische Anliegen, das Denken in Binariät zugunsten der Dekonstruktion aufzugeben. 2. Die Theorie erhält eine neue Perspektive und verbindet bereits bestehende Konzepte auf innovative Weise – Intersektionalität schafft es, die Anliegen einer kritischen feministischen Theorie (auch als politisches Projekt) und einer kritischen, vom Poststrukturalismus inspirierten Methodologie miteinander zu verknüpfen. 3. Die Theorie ist griffig genug, um sowohl „generalists“ als verständlich als auch „specialists“ als ausreichend komplex anzusprechen. Intersektionalität eignet sich als „buzzword“ und ist als Metapher einer Kreuzung leicht verständlich und zugänglich. Gleichzeitig bietet und bot Intersektionalität den Anlass für viele tiefgreifende Debatten in Theorie und Methodologie. So besteht „Intersektionalität“ laut Kathy Davis als gute feministische Theorie, so lange bis eine geeignetere sie ablöst (vgl. Davis 2008).

16 Eine Ausnahme bildet hierzu evtl. „Intersektionalität als Mehrebenenanalyse“ (2007) und „Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheit“ (2009) von Nina Degele und Gabriele Winkler, die einen Vorschlag machen, wie das Konzept in Forschungsvorhaben in sieben Schritten durchgeführt werden kann. Sie machen hierbei einerseits konkrete Vorschläge zum Vorgehen, jedoch bleiben Fragen offen, wie die konkreten Methoden aussehen sollen.

3 Zwischen Thematisierung und Dethematisierung von Differenz: Soziale Arbeit und Macht

„Konkret hat die Soziale Arbeit dafür einzutreten, dass Möglichkeitsräume anstatt entwicklungsbehindernder Institutionen entstehen. Diese Räume müssen geeignet sein, damit sich Menschen – mit dem, was sie aktuell zur Wiedererlangung ihrer Handlungsmöglichkeiten brauchen – bilden, entwickeln und entfalten können.“ (Polutta 2018, S. 250)

Der Umgang mit Differenz(en) ist für die Soziale Arbeit vor dem Hintergrund von Verhältnissen, die von sozialer Ungleichheit und Macht geprägt sind, konstitutiv. Ziel von Sozialer Arbeit ist die Erweiterung von Möglichkeiten. *Differenz* kann unter dieser Perspektive sogar als „Ausgangspunkt“ (Kessl/Plößer 2010, S. 7) Sozialer Arbeit gesehen werden. Ich gehe in dieser Untersuchung der Frage nach, wie Einrichtungen der Jugendhilfe als Teil einer ungleich strukturierten Gesellschaft mit *Differenz* umgehen, inwiefern sie sie thematisieren bzw. wie sie sie dethematisieren. Differenzverhältnisse sowie Differenzierungen stellen sich in der Gesellschaft immer auch als machtvolle Unterscheidungen dar. Relevanz erfährt die Frage nach der Praxis von (De-)Thematisierung aufgrund des Spannungsfeldes und des Widerspruchs, in dem sich Soziale Arbeit diesbezüglich befindet: Einerseits wird Sozialer Arbeit gesellschaftlich die Aufgabe überschrieben, auf Ungleichheit und Ungleichverteilung zu reagieren und damit umzugehen. Andererseits werden Differenz- und Ungleichheitsverhältnisse genau dann reproduziert, wenn mit ihnen umgegangen wird – meist in Form von Dethematisierung oder auch Dramatisierung (vgl. Riegel 2018, S. 224). Soziale Arbeit entscheidet also darüber – und muss das auch tun –, in welcher Form auf welche Differenzkonstruktionen reagiert wird und auf welche nicht. Diese Entscheidungen werden unabhängig davon getroffen, ob sie den entscheidenden Subjekten, Institutionen und Organisationen reflexiv zugänglich sind oder nicht. Dabei sind folgende Fragen relevant: Welche Differenzen werden also wie thematisiert und inwiefern auch dethematisiert, worauf wird dabei wie reagiert? Welche Folgen hat die Umgangsweise der sozialpädagogisch Professionellen für die Adressat_innen der Sozialen Arbeit? Diese Entscheidungsprozesse stellen die Soziale Arbeit vor eine Dilemmasituation: Einerseits ist es wichtig, dass Differenzen sichtbar gemacht werden, um mit ihnen umzugehen. Andererseits aber werden sie durch das Sichtbarmachen relevant gesetzt und es besteht die

Gefahr der Reproduktion (vgl. ebd.). Die Bearbeitung dieses Dilemmas stellt eine – wenn nicht sogar *die* – große Herausforderung der Sozialen Arbeit dar.

Trotzdem bleibt die Beschäftigung mit Differenzierungspraktiken sowohl in der theoretischen Auseinandersetzung als auch in der Praxis von Sozialer Arbeit ein marginalisiertes Thema. Birgit Bülow und Chantal Munsch beschreiben, dass in vielen Ansätzen Sozialer Arbeit Differenz nicht gesehen werden könne und nicht gesehen werde (vgl. dies. 2012, S. 12). Susanne Maurer schreibt von der „Verdeckung von Differenz“ und deren „De-Thematisierung“ (Maurer 2001, S. 126, 138), Rudolf Leiprecht von „unthematisierten und unsichtbaren Interpretationsfolien“ (Leiprecht 2008, S. 43), Melanie Plößer davon, dass von „einer hinreichenden Reflexion [der] Differenzierungspraxis [der Sozialen Arbeit] [...] aber dennoch bislang nicht die Rede sein“ (Plößer 2010, S. 226) könne. Maria Bitzan bezieht sich auf eine länger geführte Diskussion zum „Verdeckungszusammenhang“, ein Konzept, das v.a. für eine sozialarbeitswissenschaftliche Geschlechterforschung im Rahmen des Tübinger Instituts für Frauenpolitische Sozialforschung e. V. (tifs) entwickelt wurde (vgl. tifs 1998, S. 4; Bitzan 2020). Dabei geht es darum, dass sowohl strukturell als auch diskursiv (symbolisch) hergestellte Normalitäten Machtverhältnisse schaffen, die aufgrund ihrer Wirkung als Normalität nicht wahrgenommen werden (vgl. Bitzan 2020, S. 84). „Solche Verdeckungen schlagen sich nieder in den eigenbiografischen Konstruktionen als Individualisierung von Gelingen und Scheitern, als Verschweigen von Ambivalenzen, Unsicherheiten und Ungerechtigkeitsgefühlen.“ (ebd) Alle genannten Autor_innen weisen darauf hin, dass die Dethematisierung oder mangelhafte Reflexion von Differenz im Zusammenhang mit Macht zwar nicht unbedingt intentional geschieht, jedoch funktional sowie folgenreich für die „differenz- und ungleichheitsreproduzierende Rolle Sozialer Arbeit“ (Bülow/Munsch 2012, S. 12) sei. Des Öfteren wird dabei die Eindimensionalität der Differenzmarkierung kritisiert, in der Adressat_innen Sozialer Arbeit auf ein – meist defizitäres – Merkmal reduziert werden (vgl. bspw. Bretländer/Köttig/Kunz 2015; Riegel 2016; Bitzan 2020, S. 91).

Vielmehr sind laut Maurer die Machtwirkungen Sozialer Arbeit in einem „System der Unterdrückung“ zu hinterfragen (Maurer 2001, S. 138), statt sozial ungleiche Differenzkonstruktionen zu ignorieren oder zu verkürzen. Vor dem Hintergrund sozialer Ungleichheit ist zu vermuten, dass bestimmte vergeschlechtlichte, klassifizierte, bodyfizierte, disabled, rassifizierte und weitere Zuschreibungen die Adressierung Sozialer Arbeit begründen. Fabian Kessl und Melanie Plößer erklären, dass das Unterscheiden und damit die Konstruktion von Unterschieden Bedingung für die Handlungsfähigkeit der Sozialen Arbeit ist und dass diese Konstruktionsprozesse einer normativen Orientierung unterliegen (vgl. Kessl/Plößer 2010, S. 7). Die von sozialer Ungleichheit geprägte Ordnung wird „durch alltägliche Diskurse und soziale Praxen immer wieder aufs Neue aufgegriffen, reproduziert und ausgehandelt. Hier werden u.a.

ethnisierte, vergeschlechtlichte, körperbezogene, klassen-konnotierte Zuschreibungen, Normalitätsvorstellungen und Differenzmarker in unterschiedlichen Zusammensetzungen und Konstellationen aktualisiert und reproduziert, was bestehende Dominanzordnungen festigt.“ (vgl. Riegel 2013, S. 1080)

Die Soziale Arbeit lässt Differenzkonstruktionen häufig unthematisiert. Daran wird deutlich, dass ein differenzthematisierender Ansatz für sie bislang keinen dominanten Diskurs darstellt, auch wenn „machttheoretische Positionen auf die Profession als eine wesentliche Perspektive innerhalb der Erziehungswissenschaft identifiziert werden“ (Helsper 2004, S. 304 nach Pangritz/Schütz 2021, S. 134). Roland Anhorn, Franz Bettinger und Johannes Stehr greifen in ihrem Herausgeberwerk „Foucaults Machtanalytik und Soziale Arbeit. Eine kritische Einführung und Bestandsaufnahme“ (2007, S. 9 ff.) bspw. eine macht- und herrschaftskritische Perspektive nach Foucault auf und erläutern deren Bedeutung für die Soziale Arbeit, ohne allerdings die Thematisierung von Differenzverhältnissen und deren Bearbeitung explizit auszuführen. Wenn auch Johannes Stehr (vgl. 2007, S. 29 ff.) die Herstellung von Differenz und Normalisierung sowie eindeutig ungleiche Verhältnisse in den Blick nimmt und dabei Normalität und Abweichung sowie ihre machtvollen Folgen markiert, benennt er Differenzmarkierungen¹⁷ nicht konkret. Auch Fabian Kessl und Hans-Uwe Otto (vgl. Kessl/Otto 2012) behandeln im Grundlagentext „Soziale Arbeit“ aus dem „Handbuch soziale Probleme“ Differenz- und Ungleichheitsverhältnisse und deren Reproduktion in der Sozialen Arbeit nicht ausdrücklich – und das obwohl Kessl zusammen mit Susanne Maurer Grenzbearbeitung als konstitutiv für die Soziale Arbeit herausgearbeitet hat (bspw. 2009) und gemeinsam mit Melanie Plößer Folgendes feststellt: „Differenz [scheint] als Ausgangspunkt (sozial)pädagogischer Interventionsmuster weiterhin unhintergehbar.“ (Kessl/Plößer 2010, S. 7) Im „Taschenwörterbuch Soziale Arbeit“ sind die Begriffe „Differenz“ und „Grenze“ im Stichwortverzeichnis nicht zu finden, berücksichtigt werden sie explizit allerdings in den Beiträgen zu „Gender, Gendertheorien“ (Heite 2015) und zu „Soziale Arbeit mit Frauen“ (Maurer 2015). Hier ist die enge Verknüpfung

17 Was evtl. auch seiner Kritik der „Soziale-Probleme-Perspektive“ geschuldet ist, in der er davon ausgeht, dass diese „ein zentrales Bindeglied“ zwischen neoliberalistischen Maximen („Nützlichkeitmachung“, Stehr 2007, 36) und der Sozialen Arbeit darstellt, und „die den Mechanismus herausgebildet hat, Problemgruppen zu identifizieren, denen über die Chance der ‚sekundären Integration‘ weitere Aufspaltungen (in die ‚guten‘ und ‚schlechten‘ Risiken) zuteil werden, in denen sich die genannten Differenzierungen auf einer zweiten Ebene fortsetzen“ (Stehr 2007, 36). Gleichzeitig könnte es an der Foucaultschen Brille liegen: Auch Foucault benennt Ungleichheitsverhältnisse nicht unbedingt direkt (vgl. Engel/Schuster in Bezug auf Gender i. s. B., 137f. und Magiros in Bezug auf Rassismus i. s. B., 110 f.).

fung der Thematisierung von Differenz, Ungleichheit und Sozialer Arbeit mit Geschlechterthemen und feministischen Strömungen zu vermerken¹⁸.

Aktuelle Ansätze stellen gerade diese Zusammenhänge in Bezug auf Professionalität in der Sozialen Arbeit in den Mittelpunkt ihrer Auseinandersetzungen. Zu nennen ist hier bspw. der Ansatz von Sozialer Arbeit als Konfliktbearbeitung (vgl. Effinger 2015; Stövesand 2015; Stehr/Anhorn 2018; Bitzan/Herrmann 2018; Schäuble/Eichinger 2018; Schäuble 2020; Stehr 2021), der im Zuge eines aktualisierten Professionsverständnisses (vgl. Cornel/Völter/Gahleitner/Voß 2020) genau so in den Fokus gerückt ist wie Intersektionalität (vgl. Riegel 2016; Pangritz/Schütz 2021) oder auch Soziale Arbeit als Grenzbearbeitung (Kessl/Maurer 2009, S. 2018). Ferner ist der Ansatz von Rudolf Leiprecht zu Diversitätsbewusster Sozialpädagogik (vgl. ders. 2011a; ders. 2018) in diesem Zusammenhang zu erwähnen sowie der oben genannte des Verdeckungszusammenhangs. Dieser befasst sich mit dem Mechanismus, wonach gesellschaftliche Konflikte verdeckt und individualisiert werden (vgl. Bitzan 2020, S. 91). Für Soziale Arbeit bedeutet das, dass sie mit Dethematisierung, Individualisierungen und den damit im Zusammenhang stehenden Konflikten umgehen muss.

Dass die Positioniertheit Sozialer Arbeit in Bezug auf Geschlechterverhältnisse bisher nicht *systematisch* bearbeitet wurde¹⁹, führt Maria Bitzan an (dies. 2008, S. 239). Ihre Feststellung, die sich auf weitere Differenzverhältnisse und v. a. auf deren Zusammenspiel übertragen lässt, verknüpft sie mit einer Forderung: Die Akteur_innen der Sozialen Arbeit sollen daran etwas zu ändern. Damit wird die Auseinandersetzung mit Verhältnissen von Differenz und Ungleichheit und eine dahingehende Reflexivität der eigenen Positioniertheit als Kriterium von Professionalität der Sozialen Arbeit gesetzt (vgl. Heite 2015, S. 104). Auch Roland Anhorn beschreibt die Verantwortung insbesondere einer kritischen Sozialen Arbeit. Die liege darin, „Wissensbestände systematisch im Hinblick auf mögliche, nicht-intendierte Ausschließungseffekte zu untersuchen“, um mit der Herausforderung umzugehen, Adressat_innen Sozialer Arbeit nicht als „die ‚Anderen‘ und ‚Fremden‘ erscheinen“ (Anhorn 2008, S. 45) zu lassen. Dieser Blick macht deutlich, dass es sich um einen Konstruktionsprozess handelt. Daran ist auch die Soziale Ar-

18 An und innerhalb von feministischen Strömungen wurde auch kritisiert, dass der Fokus auf ausschließlich *einer* Differenzkategorie liege. Das führte dazu, dass sich neue Bewegungen bildeten, die homogenisierte und eingeschränkte Perspektiven differenzierten. Ein Beispiel dafür ist die Schwarze Frauenbewegung in Deutschland, die von Audre Lorde in Berlin inspiriert wurde. Als Zeugnis dieser Bewegung gaben Schwarze Frauen das Buch „Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte.“ (Oguntoye/Opitz/Schultz; 1986) heraus.

19 Gleichzeitig ist *Geschlecht* das wohl am meisten berücksichtigte Differenzfeld in der Sozialen Arbeit. In der Zweiten Frauenbewegung der 1970er Jahre entstanden die ersten sozialpädagogischen Einrichtungen nur für Frauen und Mädchen, nachdem die Ungerechtigkeit der Verteilung von Privilegien zwischen Männern und Frauen von Studentinnen ins öffentliche Bewusstsein gerückt wurde.

beit beteiligt, wenn Subjekte erst zu *Adressat_innen* werden, indem sie zu *Andere*n und *Fremden* gemacht werden (vgl. Riegel 2016, S. 52 ff.). Maria Bitzan übersetzt das Bestreben Roland Anhorns und Franz Bettingers – in diesem Kontext eine tiefgreifende Analyse der Verhältnisse und damit in Zusammenhang stehenden Ungleichheiten und Differenzen vorzunehmen – in die Fragestellung, „wie [der] *Gegenstand* [der Sozialen Arbeit] aus Ungleichheitsverhältnissen resultiert, und welche Konzepte des Umgangs mit ihnen sie in Theorie und Praxis verfolgt“ (Bitzan 2008, S. 237).

Vor dem Hintergrund, dass Ungleichheitsverhältnisse Voraussetzung der Sozialen Arbeit sind, erscheint es nur logisch und konsequent, danach zu fragen, wie sie in der Praxis mit Differenzkonstruktionen oder „*Differenz_ierungen*“ (Schmidt 2015, S. 207 ff.) umgeht. Im Anschluss an Maurer wird in dieser Arbeit Soziale Arbeit und Pädagogik so verhandelt, dass sie die „*Macht der Kategorie*“, die „*Macht der Kategorisierung*“ (Maurer 2018, S. 24) innehat. Soziale Arbeit ist vor dem Hintergrund von Differenzierungen, Differenzmarkierungen und Grenzbearbeitungen in der Position, machtvolle Unterscheidungen als Maßstab, als Voraussetzung und als Legitimierung ihrer Arbeit einzusetzen. Für *Adressat_innen* Sozialer Arbeit sind diese Unterscheidungen folgenreich (vgl. Riegel 2018, S. 223). Deren Machtwirkung führt Soziale Arbeit aus, transformiert sie, entwickelt sie weiter und trägt sie weiter – im Diskurs von Macht und sozialer Ungleichheit erhält sie sie auch aufrecht.

Im folgenden Kapitel werde ich Konzepte vorstellen und diskutieren, die den Umgang mit Differenzierungen vor dem Hintergrund von Macht und Ungleichheit in den Fokus Sozialer Arbeit und deren Professionalität stellen. Dabei geht es immer auch um das Thematisieren und Dethematisieren von *Differenz_ierungen* und Ungleichheit. Im Abschnitt 3.1 gehe ich auf den Zusammenhang von Macht und Sozialer Arbeit aus der Perspektive poststrukturalistischer, postkolonialer und feministischer Theorien ein. Diese Ausführungen sind grundlegend für das Verständnis der folgenden Kapitel. Im Anschluss stelle ich das Konzept der Sozialen Arbeit als Grenzbearbeitung (3.2) und den Diskurs um Intersektionalität in der Sozialen Arbeit (3.3) vor. Abschließend arbeite ich in 3.4 aus den vorgestellten Konzepten eine intersektional informierte Denkfigur der Grenzbearbeitung in der Sozialen Arbeit aus, die ich als eine mögliche professionelle Differenzierung und Machtverhältnisse berücksichtigende Sichtweise in der Sozialen Arbeit erachte.

3.1 Macht in der Sozialen Arbeit aus poststrukturalistischer, postkolonialer und feministischer Perspektive

Im folgenden Exkurs soll es weniger um eine ausgiebige Ausführung unterschiedlicher Machttheorien²⁰ gehen, sondern vielmehr darum, herauszuarbeiten, welche Möglichkeiten diese Perspektiven *für die Soziale Arbeit und den Blick auf die Soziale Arbeit* eröffnen. In diesem Sinne werden ähnliche und einander ergänzende Perspektiven aufgezeigt, die von Wissenschaftler_innen und Theoretiker_innen in und aus der Sozialen Arbeit vertreten werden.

Die machtanalytische Perspektive im Kontext der Grenzbearbeitung ist laut Maurer auch eine konstruktive. Anhand dieser, die gesellschaftliche Verhältnisse als „historisch-spezifische Machtkonstellationen [sieht], [...] die macht- und herrschaftsförmig sind und im Interesse der Herrschaftssicherung reproduziert werden müssen“ (Maurer 2018, S. 28), sei Macht auch als Anlass für „Widerspenstigkeit, für ein Gegen-Verhalten (vgl. u. a. Foucault 2005)“ zu verstehen. Sie greift dabei auf ein poststrukturalistisches Machtverständnis zurück, wie es von Foucault geprägt wird. In der Forschung zu Differenz in der Sozialen Arbeit ist es weit verbreitet, Bezug auf eine poststrukturalistische Perspektive mit Blick auf Macht und dann v. a. Bezug auf Foucault sowie Judith Butler zu nehmen (vgl. Weber/Maurer 2006; Anhorn/Bettinger/Stehr 2007; Plößer 2010; Kuhn 2013; Machold 2015; Kessl/Neumann/Bauer/Dollinger/Füssenhäuser 2015; Fegter/Kessl/Langer/Ott/Rothe/Wrana 2015; Riegel 2016). Zudem spielen in einer machtanalytischen Perspektive, wie sie in Konzepten und Überlegungen zu Sozialer Arbeit aufgegriffen und auf Soziale Arbeit bezogen wird, auch postkoloniale sowie feministische Perspektiven eine Rolle. Hierbei befassen sich Autor_innen aus der Sozialen Arbeit u. a. mit Texten und Vorträgen von Stuart Hall (vgl. Machold 2015), Gayatri Spivak sowie Edward Said (vgl. Riegel 2016).

Maureen-Maisha Auma²¹ vertritt eine sowohl queertheoretische als auch Critical-Race-Theory-inspirierte Perspektive, wobei sie sich in den kritischen Childhood Studies verortet. Sie nimmt dabei einen poststrukturalistisch geprägten Standpunkt ein, in dem zwei Seiten von Macht Berücksichtigung finden: Unterdrückungsmacht auf der einen und Handlungsmacht auf der anderen Seite. Die erste bewertet sie klar als negativ und die zweite als positiv (Eggers 2012, o. S.). Dabei verweist sie vordergründig darauf, dass Kinder gesellschaftliche Machtverhältnisse wahrnehmen und dass es für deren „Selbstwirksamkeit“, den „handlungsorientierten Teil ihres Selbst“ (ebd.), auch notwendig ist, Macht

20 Die Dissertationen von Claudia Machold (2015), von Melanie Kuhn (2013) sowie die Habilitationsschrift von Christine Riegel (2016) geben jeweils einen umfassenden Überblick und dienten der vorliegenden Untersuchung als herausfordernde Inspiration.

21 Die Texte von Maureen-Maisha Auma sind bis 2016 unter dem Namen Maureen Maisha Eggers erschienen.

auszuüben. In diesem Kontext schreibt sie aus einer dekonstruktivistischen Perspektive unter Bezugnahme auf die Queer-Theory, dass Subjekte vor dem Hintergrund von Differenz- und Machtkonstruktionen, dazu angehalten sind, „gesellschaftlich konstruierte Grenzen zu beachten[,] und [...] dem Zwang [unterliegen] zu unterscheiden bzw. das Unterschieden-Werden fraglos zu akzeptieren“ (ebd.). Hierin steckt der Hinweis, dass in gesellschaftlichen Strukturen Macht in Form von Zwang ausgeübt wird und jede Form von Handlung als Aneignung von Macht, als Empowerment – „Power ganz wörtlich genommen“ (ebd.) – empfunden wird. Sie greift hier ferner auf die Verwendung der Metapher der Grenze als machtvolle Instanz zurück. Konsequenz von Grenzziehungsprozessen ist, dass Differenz_ierungen als selbstverständlich wahrgenommen werden und Handelnde an diesen Grenzziehungsprozessen beteiligt sind, sogar dazu aufgerufen sind, sich zu beteiligen.

Claudia Machold versteht in ihrer Dissertation „Kinder und Differenz“ (2015) Macht aus poststrukturalistischer Perspektive „als eine zentrale Dimension in diesem Zugang“ (Machold 2015, S. 13 f.). Mit Blick auf Butler erklärt sie, „dass Konventionen und Diskurse regulieren, was in einem bestimmten gesellschaftlichen Kontext als anerkannte und „intelligible“ (Butler 1991) Subjektform gilt und wodurch Individuen überhaupt erst zu Subjekten werden“ (ebd.). Sprache spielt dabei eine wirklichkeit(re)produzierende Rolle (vgl. ebd.). Für die Soziale Arbeit – und pädagogische Bestrebungen allgemein – heißt das, dass ihre Adressierung an das Selbstverständliche, an die Konventionen und Diskurse anknüpfen muss, um Adressat_innen überhaupt erreichen zu können. Hierbei werden Differenzen angerufen, die jeweils als selbstverständlich wahrgenommen werden. Adressierte fühlen sich erst dann – als intelligibel – angesprochen, wenn diese Adressierung anschlussfähig ist an deren als *normal* empfundenen Zuschreibungen. Mit dem Ausdruck „normal“ ist „alltäglich“, „selbstverständlich“, „gewohnt“ oder „nicht zu Irritationen führend“ gemeint. Gleichzeitig ist auch den (sozial)pädagogisch Professionellen ein Handeln nur dann möglich, wenn sie sich intelligibel verhalten und präsentieren.

Diskurse und Normen werden somit durch die Wiederholung von Differenzkonstruktionen aufrechterhalten, erfahren allerdings durch diese auch Veränderungen. Um die Verschiebungen besser sehen zu können, bezieht Claudia Machold zudem theoretische Überlegungen von Stuart Hall ein. Er ist ein Vertreter der Cultural Studies²², der gesellschaftliche Positionierungen in den Vordergrund stellt. „Analytisch können sodann genau diese Spannungen in den Blick genommen werden. Dabei ist es möglich, eben auch nach partiellen Positionierungen zu schauen, die niemals beständig das ‚Spiel der Differenz‘ in seiner fortlaufend-

22 „Cultural Studies sind immer daran interessiert, wie Macht die Möglichkeiten der Menschen, ihre Leben auf würdige und sichere Art zu führen, infiltriert, kontaminiert, begrenzt und auch ermöglicht.“ (Marchart 2008, 36 nach Grossberg 2000, 266 f.)